

nicht sympathischer geworden, ja er machte sich uns allen mißliebiger denn je. Es erregte, so viel ich mich erinnere, besonderen Unwillen, daß er sich bei Beifallsbezeugungen, die anderen galten, gerne vordrängte. Nun traf es sich, daß er und ich in einer Novität zusammen auftreten sollten. Bei der letzten Probe kam es zwischen uns zu einem bösen Rencontre. Das gab den Ausschlag, und ich beschloß jetzt allen Ernstes, dem Direktor zu erklären, daß ich in jenen Stücken nicht mehr auftreten würde, in denen der junge Schauspieler eine Rolle erhielt.

Um jene Zeit war es, daß ich den Weg zu dem Hotel einschlug, in dem meine greise Freundin abgestiegen war. Ich hatte schon vor acht Tagen ihre Bitte erhalten, sie zu besuchen, und schämte mich eigentlich meines bisherigen Säumens. Aber, wie gesagt, alle diese Zwischenfälle im Theater hatten mich so recht erregt und verstimmt.

In dem Hotel angelangt, fragte ich den Portier nach der Dame. „Zimmer Nr. 11. dritter Stock.“ Merkwürdig, wie lebhaft mir das alles im Gedächtniß geblieben ist, als sei es gestern erst gewesen! Ich ging hinauf und klopfte an. Eine liebe, bekannte Stimme antwortete. Ich öffnete die Thür und trat ein.

An der Schwelle des Zimmers blieb ich stehen und schaute verständnißlos auf das Bild, das sich mir bot.

Da lehnte in einem Armstuhl meine alte Freundin — ein weiches, glückliches Lächeln auf den welken Lippen, und neben ihr, gewissermaßen zu ihren Füßen, saß auf einem Tabouret — Brandek — — und beider Hände ruhten im innigsten Einverständnis ineinander.

Ich stand verwirrt — ohne zu begreifen.

Aber die alte Dame rief mich zu sich und begrüßte mich liebevoll und dankbar. Dann rief sie in fröhlichem Stolz: „So, da haben Sie meinen Sohn — meinen Fritz!“ Und zu diesem gewendet, nannte sie meinen Namen.

Ich stand da und stammelte einige Worte. Das war der eigenthümlichste Moment in meinem Leben.

— Der alte Herr schwieg.

„Aber ich verstehe nicht ganz, Onkel,“ warf der Zuhörer ein. „Er war Schauspieler? Ich dachte doch, Du sagtest früher, Bankbeamter?“

„Nur mehr in den Augen seiner Mutter. Er hatte diese Stelle schon längst verlassen oder verloren und war vorderhand heimlich unter dem Pseudonym Brandek — im Theater kannte niemand seinen wirklichen Namen — Schauspieler geworden. Ich glaube, er wollte nur den ersten, entscheidenden Erfolg abwarten, um seiner Mutter alles zu gestehen.“

Ich erfuhr das alles erst später. Doch schon nach den ersten Minuten, als ich mich halbwegs gefaßt hatte und meines Kollegen verlegene unruhige Miene sah, begriff ich die ganze Situation.

Da begannen die Gefühle in mir zu schwanken, sich zu drehen, durcheinander zu wirbeln. Es war eine Erschütterung, in die sich anfangs ein starkes Unlustgefühl mischte.

Das also war der Sohn, den ich aus der Ferne so lieb gewonnen hatte — der Brandek, dieser unsympathische Mensch?

Unsympathisch — wirklich, war er das?

Ich betrachtete ihn genauer, während er mit seiner Mutter sprach. Und ich sah, daß er wirklich tiefblaue Augen hatte und braunes, weiches, lockiges Haar.

Ich wußte nicht mehr aus noch ein. Eine Art Rathlosigkeit bemächtigte sich meiner. Es war mir, als hätte ich moralisch den Boden unter den Füßen verloren.

Einige Tage später ereignete es sich, daß Brandek während einer Theaterprobe durch die Feindseligkeit zweier Kollegen in eine höchst peinliche Lage gerieth. Ich war außer Stande, ihm zu helfen. Aber plötzlich, als ich ihn so dastehen sah, mit einem suffizanten Lächeln, aber von allen bedrängt, kam etwas Unausprechliches über mich.

War es der Reflex der Mutterliebe, unter deren Eindruck ich so lange gestanden? Oder das Wiedererwachen einer Empfindung, die in jenen Sommermonaten Besitz von mir ergriffen hatte? Ich wußte es nicht. Aber jenes warme Gefühl eigenthümlicher behütender Art, das ich damals für den mir Unbekannten gehabt hatte, es kam mir in diesem Moment mit Macht wieder zurück. Es fluthete jenem Menschen entgegen, der dort auf den Brettern stand — meinem Gegner Brandek — dem Sohn, dem Jungen, dem Fritz!

Meine innerste Natur weitete sich, und es wurde mir eigenartig frei und warm, beinahe glücklich zu Muth. — Siehst Du, diese Episode, ich habe sie nie vergessen, sie hat eine tiefgreifende Wirkung auf mich geübt, sie hat mich vieles, gar vieles gelehrt.

Du sprichst oft von „meinem „sagenhaften“ Wohlwollen für die Menschen. Aber es ist nicht sagenhaft, sondern tief natürlich, und in jener Zeit ist es in mich eingezogen. Denn weißt Du, seit damals sehe ich die Menschen gewissermaßen durch die richtige Brille. Ich kann freilich auch heute noch zornig werden, recht böse und zornig; das liegt im Blute. Aber kaum will ich mich in ein regelrechtes Uebelwollen hineinleben, da sehe ich den Menschen, den ich anfeinde, auch schon als das Kind einer Mutter, als ein mit allen Fasern gehegtes Erdentwesen. Das entwaffnet wunderbar!

Und es rückt uns auch den Menschen in das wahre Licht“, schloß der alte Herr. „Denn glaube mir, im Grunde ist doch in jedem, auch dem Stolzesten, Gemüthsältesten, viel von einem Kinde, so viel unbeholfenes, schutzloses Umhertwandern in einer Welt, in die er hineingeschickt wurde mit dem treuen Blick eines Mutterher-

zens und stummen Segenswünschen, auf daß er sich nicht verirre!“

Der alte Mann blickte nachdenklich vor sich hin und rauchte schweigend weiter.

Hinter den Fenstern wirbelten die Schneeflocken und gedämpft klang das wirre Geräusch der friedlosen, hastenden Außenwelt herauf . . .

Raffinirt ausgenüht.

Ein guter Ingenieur weiß es stets einzurichten, daß ein Theil einer Arbeitsleistung sich dem anderen anpaßt und keine Arbeitskraft verschwendet wird. So hatte ein wohlhabender Ingenieur sich einmal ein prächtiges Landhaus gebaut, in dem er eine Anzahl seiner Lieblings-Maschinen angebracht hatte. Ein alter Freund kam ihn eines Tages besuchen und wunderte sich darüber, daß es so auffallend schwer war, die Thüre aufzustößen. Er sagte daher dem Ingenieur:

„Wissen Sie, lieber Freund, ein Mann dem alles so zu Gebote steht, wie Ihnen, sollte doch nicht eine Thür haben, an der man sich müde arbeitet, wenn man sie öffnen will.“

„Hm,“ lächelte der Ingenieur, „das ist's ja eben; sehen Sie, ich spare Arbeitskraft, wo ich kann und lasse nichts unbenutzt. Die Thür steht mit dem Wasserwerk des Hauses in Verbindung, und jeder, der mich besucht, muß durch das Deffnen vier Gallonen Wasser pumpen, ohne daß er's weiß.“

Joseph Wellmeier.

Nach langwierigem, schmerzhaftem, geduldig ertragenem Leiden verschied am 8 Juli in seinem Heim an Kenia Ave. der bekannte deutschamerikanische Geschäftsmann Joseph Wellmeier. Er erlag einem Krebsleiden.

Herr Wellmeier war am 16. Februar 1841 in Laer, Amt Iburg, bei Osabrück in Hannover geboren. Im Jahre 1865 kam er nach Amerika und ließ sich in Dayton nieder. Am 16. Juli 1867 verheirathete er sich mit Fräulein Theresia Meyer, die ihn mit sieben Kindern überlebte: vier Söhnen: Joseph C., Eduard G., Herbert M., Lawrence F., und drei Töchtern: Frau Anna Grafer, Frä. Lillie Wellmeier und Frau Anton Treiber, während ein Kind dem Vater in's Grab voranging. Auch achtzehn Enkel hinterläßt er und einen Bruder, Herrn Clemens Wellmeier. Der Verewigte hatte in der ersten Zeit seines Hierseins zwanzig Jahre im Carshop als Tischler gearbeitet, während er in den letzten zwanzig Jahren ein Tapetengeschäft an Kenia Avenue betrieb. Herr Wellmeier gehörte der St. Marien Gemeinde, dem St. Laurentius Verein, der Commandery No. 13 der St. Johannes Ritter und dem Daytoner Deutschen Unterstützungsverein als geschätztes Mitglied an.